

auf den hin sein ganzes Leben gehorchend und hoffend ausgerichtet war, ein Gott der Liebe ist. In der Liebe Jesu zu den Menschen wurde die Liebe Gottes zu den Menschen offenkundig (1 Jo 4, 9). In der Gotteserfahrung Jesu ist uns somit Gott in einer letzten radikalen und unüberbietbaren Weise nahe gekommen. Auch in Jesus gibt Gott seine Transzendenz und seine absolute Freiheit nicht auf. Aber in Jesus ist eine Bewegung in diese Welt gekommen, durch die wir so auf den transzendenten Gott ausgerichtet werden, daß es tiefer in dieser Welt nicht möglich ist. Lassen wir uns auf diese Bewegung immer wieder neu ein, so nehmen wir allmählich und hoffentlich immer tiefer an der Gotteserfahrung Jesu teil. Wir werden so umgewandelt in das Bild Jesu, der seinerseits das Bild des unsichtbaren Gottes ist.

Sicherlich soll sich unsere Gotteserfahrung nicht nur an Jesus Christus entzünden. Um Jesus überhaupt zu verstehen, müssen wir uns Offenheit und Glaubensbereitschaft, Hoffen und Vertrauen, Bruderliebe und Dienstbereitschaft immer auch von unseren Mitmenschen vermitteln und schenken lassen. Aber die Mitte und der Höhepunkt der Gotteserfahrung ist uns in Jesus Christus eröffnet. Deshalb darf die Erinnerung an ihn oder die Meditation seines Lebens nicht aufhören.

## „Letzte Norm des Ordenslebens ist die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi“

Josef Sudbrack SJ, München

Mit diesem Satz, der an hervorragender Stelle in Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils zu finden ist, scheint Selbstverständliches ausgesagt zu sein. Aber – wie immer! – lohnt es sich, gerade das Selbstverständliche neu zu überdenken. Impulse für die Zukunft zeichnen sich niemals dadurch aus, daß sie Abgründe aufreißen zwischen Gestern und Morgen – das ist höchstens eine Nebenerscheinung –, sondern dadurch, daß sie das Immer-schon-Gewußte neu ins Tageslicht der Ausdrücklichkeit stellen – so „neu“ und so „immer schon gewußt“, daß man empfindet: eigentlich wollten wir das immer schon! Überraschend aber ist, wie einfach und selbstverständ-

lich sich dies darstellt, was wir in komplizierten und verschachtelten Gedankengängen immer schon suchten\*.

*Zwei Vorbemerkungen* sollen den Rückgang zur Schrift einleiten. Die eine, *hermeneutische* weist darauf hin, daß wir als Christen die Heilige Schrift lesen. Also in der Überzeugung, daß das Wort Gottes an uns in diesen Schriften ergangen ist; und auch in der Überzeugung, daß die jahrhundertelange Interpretation der Schrift durch die Kirche kein Irrweg war, sondern Aktualisierung des Gotteswortes; in der Überzeugung, daß vieles verbesserungswürdig ist am vergangenen Schriftverständnis; in der Überzeugung, daß gerade durch schonungsloses Aufdecken von Falschinterpretationen das Dickicht der Gegenwart freigeschlagen wird zum Blick in die Zukunft. Aber all diese Kritik lebt aus der Grundüberzeugung von der biblischen Tradition, auf deren tragendem Boden der Christ den Schritt in die Zukunft wagt. Mit anderen Worten: hermeneutischer Schlüssel zur Botschaft der Schrift ist die Grundüberzeugung, daß die Neubesinnung der Ordenstheologie in Kontinuität zur kirchlichen Geschichte der Orden zu geschehen hat.

Auf die zweite, *exegetische* Vorbemerkung weist uns das Zitat aus den Konzilstexten hin. Spätestens seit 1953, seit Ernst Käsemanns Vortrag über „Das Problem des historischen Jesus“, weiß man in der evangelischen Kirche (leider noch immer nicht bei manchen katholischen Professoren, wie H. Halbfas mit seiner Fundamentalkatechetik zeigt), daß es illegitim ist, bei dem nachösterlichen Kerygma der Kirche stehenzubleiben. Die christliche Botschaft steht und fällt mit dem Rückgang auf den historischen Jesus, auf seine Taten und seine Worte.

Die Analyse einer für unser Thema wichtigen Stelle läßt die Tragweite eines solchen Rückgangs erahnen. Bei Matthäus und bei Markus antwortet der Herr auf die Sadduzäerfrage nach der Auferstehung: „Dann wenn sie von den Toten auferstehen, heiraten sie nicht und werden nicht verheiratet, sondern sie sind wie die Engel im Himmel.“ Eine Antwort, mit der die Kasuistik der Sadduzäer ad absurdum geführt wird. Bei Lukas klingt es anders; das engelgleiche Leben wird in diese Welt herabgezogen: „Die Kinder dieser Welt heiraten und lassen sich heiraten. Die aber gewürdigt sind, an jener Welt und an der Auferstehung von den Toten Anteil zu haben, heiraten weder noch lassen sie sich heiraten.“ Aus dem Hinweis, daß die Menschen im Himmel ein Leben wie die Engel führen, scheint Lukas die Folgerung zu ziehen, daß das ehelose Leben vieler Jünger in dieser Welt ein Hinweis sei auf den engelgleichen Endzustand des Himmels:

---

\* Die entscheidenden exegetischen Hinweise für die Auslegung des Konzilswortes verdanke ich der Arbeit von Martin Hengel, *Nachfolge und Charisma. Eine exegetisch-religionsgeschichtliche Studie zu Mt 8, 21 f. und Jesu Ruf in die Nachfolge*, Berlin 1968.

Ehelosigkeit als „Eschatologisches Zeichen“ nennt dies Karl Rahner. Gewiß, eine legitime, vom Geist der Schrift sanktionierte Folgerung aus dem Wort des Herrn; aber im historischen Ursprung klang Jesu Wort anders, so, wie es Markus und Matthäus berichten.

### Das eschatologische Moment: Der Ruf des Herrn zur Nachfolge

Wir müssen uns also möglichst nahe an den „aramäischen Urlaut“ der Worte Jesu herantasten (so oder ähnlich spricht man in der Fachexegese), um die Worte, d. h. im Grunde den Herrn selber, abzuhören auf den Impuls für heute. Von dieser Ursprungsstelle erst dürfen wir den Entfaltungen in der Schrift und über die Schrift hinaus in der Kirchengeschichte nachgehen. In der Wirkungsgeschichte dieses durch die Zeiten fruchtbar werdenden Wortes werden wir auch den Platz und die Gestalt der Orden in unserer Zeit finden.

Ein Text der Heiligen Schrift selbst hilft uns weiter. Die Berufungsszenen der Apostel, bei Matthäus im 4., bei Markus im 1. und bei Lukas im 5. Kapitel, sind ohne Zweifel spätere theologische Zusammenfassungen; in ihnen wird das Wesen der Berufung zur Nachfolge dargestellt, die Radikalität des Rufs Jesu, der als Zufall – aber ein mit göttlicher Unbedingtheit erfüllter Zufall! – im Leben der Fischer vom See Genesareth sich ereignet. Dieser Ruf erhält bei Matthäus und Markus die Spezifizierung: „Ich will euch zu Menschenfischern machen!“, bei Lukas aber: „Von nun an wirst du Menschen fangen!“ Fischen und (Tiere) fangen: in der deutschen Sprache, und noch eindeutiger im griechischen Urtext wird der Auftrag mit zwei verschiedenen Worten wiedergegeben. Man hat aber entdeckt, daß im Syrischen, einer dem Aramäischen nahestehenden Sprache und wohl auch im Aramäischen selbst, in der Muttersprache des Herrn, nur ein einziges Wort existiert für beide Handlungen, für fischen und für (Tiere) fangen. Die Überlieferung nach Matthäus und Markus und die lukanische Überlieferung fließen zusammen im semitischen Sprachursprung. An ihrem gemeinsamen Quellort stehen wir unmittelbar beim vorösterlichen Herrn, der damals – wir können zwar nicht genau lokalisieren – Jünger berufen hat, damit sie „Menschenfischer und Menschenfänger seien“.

Diese Einsicht, direkt vor dem historischen Jesus zu stehen, wird noch gewisser, wenn wir die anderen „Nachfolge-Sprüche“ hinzuziehen. Alle haben die gleiche Struktur: Dienst an der Aufgabe Jesu und – in irgendeinem Bereich – radikaler Bruch mit der Vergangenheit oder mit dem allgemein üblichen Leben. Die Aufforderung ist eine dreifache: „Kommt her“, verlaßt das Bisherige! „Folget mir nach“, tretet ein in meine engere Umgebung! „Ich will euch zu Menschenfischern machen“, tragt meinen Auf-

trag weiter an die Menschen! Zusammenfassend zeigt dies die Apostelwahl nach Markus: „Er rief zu sich, die er wollte . . . er bestimmte Zwölf, damit sie um ihn wären und damit er sie aussenden könne zur Predigt“. Dahinter steht die unerbittliche Forderung, mit den vorhergehenden sozialen oder wirtschaftlichen Gehaben zu brechen. Überliefert ist das harte Wort von „Vater und Mutter um meinetwillen hassen“, oder vom „Kreuz auf sich nehmen um meinetwillen“. Der Nachfolger Jesu ist heimatlos, hat keine Höhle wie die Füchse, kein Nest wie die Vögel; er darf nicht zurückschauen vom Pflug; die Ehelosigkeit wird von ihm verlangt oder die Besitzlosigkeit; nichts darf er mitnehmen auf die Missionsreise.

Bei letzterem Herrenwort variiert die Überlieferung: kein Stab oder nur ein Stab? wieviel Röcke? wieviel Sandalen? Es geht nicht um allgemeingültige Kataloge von Verzichten. Im Munde des Herrn hat der Verzicht, den er von seinen Jüngern verlangt, von Situation zu Situation gewechselt. Mit quantifizierenden oder auch qualifizierenden Betrachtungen des negativen Elements ist seine Aufforderung, mit dem Bisherigen zu brechen, nicht zu fassen.

Es genügt auch nicht, die Aufforderungen zum Bruch mit der Vergangenheit als selbstverständliche Konsequenzen aus der Absicht des Herrn zu betrachten, innerhalb des jüdischen Volkes eine religiöse Gruppe zu bilden und dazu eine Schar von Funktionären zu sammeln. Jede Gruppe, könnte man sagen, braucht ihre soziologische Eigengestalt, ihre Abgrenzung von anderen, ihren Verzicht; Funktionsträger müssen in bestimmten Bereichen ihr Privatleben aufgeben und sich für den Dienst an der Gruppe freimachen. Diese Überlegungen sind natürlich berechtigt, aber sie genügen nicht zur Deutung. Einerseits variieren die Forderungen des Herrn so stark, sind so situationsgebunden, daß sie eine „Gruppen“- , eine „Gemeinde“-Bildung eher behindert als gefördert hätten. Und überdies sind sie so radikal, so gegen das Übliche stehend, daß eine weitere, vertiefende Verstehensbasis gefunden werden muß. Die vielleicht härteste – weil so konkrete und weil in das soziale Gefüge eingreifende – Forderung lesen wir bei Lukas: „Laß die Toten ihre Toten begraben; du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes“. Es geht um den Vater des Berufenen. Nach jüdisch-rabbinischer Vorstellung klingt ein solches Wort wie Hochverrat am Glauben; die Sorge für die toten Ahnen war eines der heiligsten und auch selbstverständlichsten Gebote im Leben des Volkes. Es finden sich ein paar hellenistische Analogien, wo kynische Wanderprediger den Leichnam als unnützen Kadaver mißachten; doch das hat mit dem Anruf des Herrn zur Nachfolge nichts zu tun. Auch die Qumranparallelen sind keine echten Parallelen; hier drückt sich in ähnlichen Aufforderungen das esoterische Elitebewußtsein der Gemeinde aus, die mit den außerhalb

Stehenden, selbst wenn es Vater und Mutter waren, nichts zu tun haben wollte.

Der Herr spricht von einer anderen Basis aus, wenn er zum Abbruch der Brücken zur Vergangenheit auffordert: vom eigenen Sendungsbewußtsein her. Er weiß sich als den Beginn einer neuen Heilszeit. Auch Johannes der Täufer predigte Buße und spendete die Taufe; seine Worte weisen aber in die Zukunft: „Tut Buße! denn das Reich des Himmels ist genaht“. Der Herr hingegen verkündet die Gegenwart: „Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes genaht“. Bei Matthäus stimmt der Eröffnungsruf der messianischen Predigt zwar wörtlich mit dem johanneischen Bußruf überein; aber gerade den Johannesjüngern verdeutlicht der Herr das Neue seiner Botschaft durch den Hinweis auf die Erfüllung aller Verheißung in sich selbst: „Gehet hin und berichtet dem Johannes, was ihr seht . . . selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt“. Oder wie er bei Lukas dieselben Verheißungen nach Isaias auf sich lenkt: „Heute ist diese Zeit erfüllt!“ Das „Heute“ oder anders gesagt: das „Ich“, ist das Distinktivum des Herrn gegen alle anderen Propheten und Lehrer.

Man mag über die historische Lokalisierung und die spekulative Ausdeutung dieses Bewußtseins von der Fülle der Zeit verschiedener Meinung sein, aber nur aus ihm kann die Forderung des Herrn, mit der Vergangenheit zu brechen, verstanden werden. Weil die neue, die frohe Botschaft so neu ist, deshalb ist die Absetzung vom Alten so radikal. Die spätere Reflexion und Verwirklichung dieser „Neuheit“ der Botschaft Jesu fallen zusammen mit der Geistesgeschichte des christlichen Glaubens. Die Erwartung des in Bälde wiederkommenden Herrn auf den Wolken des Gerichts war für die Urchristenheit im Grunde nur das Bewußtsein der Neuheit, die mit Jesus Christus begonnen hat. „Siehe, ich mache alles neu!“ heißt es am Ende des Neuen Testaments. Die Umgestaltung des römischen Imperiums in ein christlich-abendländisches Reich war im Grunde nichts anderes als der Versuch, das „Neue“ des Christentums politisch wirksam werden zu lassen. Die Flucht der Mönche aus der etablierten Gesellschaft in die Wüste wurde von ihnen selbst gedeutet als Flucht aus der alten, verfallenen Welt in das Paradies des neuen, „voll“-christlichen Lebens. Auch Luthers existentialistische Wende zur Individualität des Christen zeugt vom Ergriffensein durch diese „Neuheit“ Jesu Christi: was hat der Christ anderes zu tun, als sich stets von seiner eigenen, sündhaften Verfallenheit ab- und stets von neuem dem zuzuwenden, der ihm Heil und Sicherheit zuspricht: „Sei getrost, ich bin es!“

Daß die frohe Botschaft Jesu Christi auch eine neue sei, daß sie einen Bruch mit dem „alten Sauerteig“ fordert, daß sie „Bekehrung“ als Abkehr vom Bisherigen bedeutet, blieb stets wach im Christentum. Mögen

die Interpretation und Konkretisation auch falsch, oder – in unseren Augen – unzureichend gewesen sein; sicher aber liegt in dieser Wechselbeziehung von Neubeginn in Jesus Christus und Forderung zur Nachfolge ein Fixpunkt für die Besinnung auf den Sinn des Ordenslebens. Das eschatologische (= neu) und das funktionelle (= Dienst der Nachfolge) Element sind im Grunde eins im radikalen Ruf Jesu.

### Das funktionelle Element: Der Ruf des Herrn zum Dienst

Dieser funktionelle Fixpunkt läßt sich gerade durch Abhebung von den Fehl- oder sagen wir besser Anders-Entwicklungen herauschälen, die sich an die Nachfolgerufe des Herrn angeschlossen haben. Schon in der Schrift selbst setzt diese Ausfächerung der Deutungen ein.

Bei der ersten Fühlungnahme mit dem Neuen Testament scheinen Jüngerschaft, Nachfolge Jesu mit Christsein überhaupt zusammenzufließen. Kein Wunder, daß man die radikalen Nachfolge-Worte in monchischen Kreisen zur Forderung des Vollchristentums erhob und damit einen Stand der Vollkommenheit errichtete. Heute versucht man diesen Folgerungen dadurch zu entgehen, daß man die harten Forderungen des Herrn zum Bruch mit der Familie oder mit Besitz als Individual-Forderung an diesen oder jenen deklariert, und für die Allgemeinheit der Christen nur noch ihren „Geist“ gelten läßt. So viel Richtiges darin liegen mag, das Dilemma wird nicht gelöst. Einerseits findet man in der Schrift tatsächlich schon selbst die Applizierung der Individual-Forderung auf die Allgemeinheit der Christen; bei Lukas ist diese Entwicklung, wie wir zu Beginn am Beispiel der Ehelosigkeit zeigten, schon im Gange. Andererseits wäre eine Sublimierung der radikalen Nachfolge-Forderung auf ein Nachfolgen-nur-im-Geist schon wieder der Ansatz zur Konstituierung einer minderen christlichen Klasse.

Gerade in den frühesten Schichten der Evangelien läßt sich eine Zweiheit der um den Herrn gescharten „Gläubigen“ feststellen; eine Zweiheit übrigens, die so selbstverständlich überall dort auftreten muß, wo es um eine Gruppe und deren kontinuierliches Bestehen geht, daß man sie apriori deduzieren könnte. Jede Gemeinschaft braucht, wenn sie eine bestimmte Größe erreicht, ihre Funktionsträger, sei es, daß sie ihnen von Fall zu Fall Aufgaben überträgt, sei es, daß sie ihnen diese Aufgaben als „Beruf“ überträgt.

Nun, von dieser Aufgabe, diesem Beruf, dieser „Funktion“ und seinem christlichen Unterscheidungsmerkmal wurde schon gesprochen: „*Ich* will euch zu Menschenfischern machen!“ „*Er* bestimmte Zwölf, damit . . . er sie aussenden könne zur Predigt!“ Wir verlassen uns an dieser Stelle auf

einige Fachleute, die gezeigt haben, daß innerhalb der ersten Anhänger Jesu Christi – wozu eben auch die frommen Frauen und andere gehörten, die Christi Wort als an sich gerichtet vernahmen – eine bestimmte kleinere Gruppe zum Dienst an der Botschaft und an der Gemeinde ausersehen wurde. Namen wie Blank, Schnackenburg, Schürmann, Schulz auf katholischer Seite, Bornkamm, Kümmel, Haenchen, Hengel innerhalb der evangelischen Exegese müssen hier genügen. Wiederum bleibt für die meisten Fälle offen, ob es nur Dienste für den Augenblick oder für längere Zeit waren, oder solche, die den ganzen Menschen in Beschlag nahmen; aber die oben erwähnten radikalen Forderungen finden sich genau dort, wo es um Jünger oder Diener im Dienst der größeren Gemeinde und der wachsenden Botschaft Jesu Christi geht.

Dieses, aber auch schon die spätere Ausweitung auf alle Anhänger des Herrn zeigt z. B. die Einleitungsphrase für das Herrenwort von der Kreuzesnachfolge. Sie steht (in unserem Zusammenhang) nach dem Petrusbekenntnis von Cäsarea Philippi und nach der ersten Leidensankündigung, also an der Stelle, wo die Aktivität des Herrn beginnt, sich nach innen, in seine Gemeinschaft hinein, zu kehren. Bei Matthäus lautet das Wort: „Dann sprach Jesus zu seinen Jüngern“. Der kleine Kreis ist gemeint, der die Botschaft über die Karfreitagsnacht hinaus rettet – wenn auch in Zagen und Zittern. Bilden diese „Jünger“ alle damaligen Anhänger des Herrn oder nur die Gruppe der „Funktionäre“? Bei Markus wird es klarer: „Und er rief das Volk samt seinen Jüngern herbei und sprach zu ihnen“. Das Wort von der Kreuzesnachfolge gilt beiden Gruppen: den Jüngern und dem Volk, den Funktionären und allen, die zum Herrn gehören wollen. Bei Lukas sieht es wiederum anders aus; fast polemisch wird dort betont: „Er sprach aber zu allen“. Gab es zur Zeit, als Lukas das Wort schrieb, schon eine Gruppe von Christen, die die harten Worte der Kreuzesnachfolge an eine Gruppe von Spezialisten in Aszese überwies und sich in einem bequemerem Christentum niederließ? Die Forschungen über die frühchristliche Aszese von Peterson oder Kretschmar legen dies tatsächlich nahe. Vielleicht spiegelt die lukanische Akzentuierung die Tendenz wider, allen Christen die Härte der Forderungen Christi aufzutragen.

In der Apostelgeschichte des Lukas und in den johanneischen Schriften kommt die Entwicklung zum Abschluß: Der Jüngername – mit den harten Forderungen – gilt allen Christen, allen Anhängern des Herrn. Aber jetzt kann an der Strukturierung der Gemeinde in Gemeindeglieder und Funktionsträger kein Zweifel mehr sein; gerade in diesen jüngeren Schriften nimmt sie andere, juridischere Formen an.

Man muß sich davor hüten, den Texten der Schrift zu genaue Informationen abzufordern. Die einzelnen Elemente der Nachfolge Jesu durch-

dringen sich zur bruchlosen Einheit: Der funktionelle Sinn der Nachfolge, frei für den Dienst der Gemeinde und des Kerygmas zu werden; der asketische Sinn einer Aufforderung zum Verzicht; der eschatologische Sinn, der aus dem Anspruch Jesu Christi erfließt, Beginn des neuen Israels zu sein. Wiederum soll ein Beispiel dies erläutern. Petrus ist es, der dem Herrn im Namen der Jünger die Frage stellt nach dem Lohn für ihr entbehrungsreiches Leben. Der Herr gibt ihm bei Matthäus die Antwort: „Ihr werdet auf den zwölf Richtersthühlen Israels sitzen. Und jeder, der seinen Besitz, seine Brüder, seine Schwestern, seinen Vater, seine Mutter, seine Kinder oder seinen Acker meinetwegen verläßt, wird vielfältig entlohnt und das ewige Leben erlangen“. Uns sind urchristliche Stimmen bekannt, die dieses Wort grob-asketisch ausdeuteten: Weil man in diesem Leben auf dieses oder jenes verzichtet, wird man im späteren dieses oder jenes zurück-erhalten. Aber Matthäus selbst zeigt, daß aus diesem Wort keine „Buchführung“ von Verdienst und Lohn herauszulesen ist. Sofort im anschließenden Text nämlich wird eine solche Interpretation Lügen gestraft: Der Herr gibt den Arbeitern der späten Stunde den gleichen Lohn, wie den anderen, die die Mühe des Tages getragen haben. Und Jesus interpretiert das Gleichnis: „So werden die letzten die ersten und die ersten die letzten sein“. Man darf aus den Nachfolgeworten der Evangelien nicht einen Satz herauslösen und ihn zum Wesen der christlichen Nachfolge deklarieren; man hat in allen Überlegungen stets die konkrete Einheit aller Aspekte im Auge zu behalten.

### Die Konkretheit des Ursprungs und die Entfaltung in der Geschichte

Aber ist eine solche Rückführung des Ordenslebens auf den Ruf des Herrn zur Nachfolge nicht völlig unbestimmt und vage? Läßt sich nicht alles und jedes daraus entwickeln? Priestertum, Ordensstand, Flucht vor der Welt, Missionstätigkeit, und eigentlich jeglicher Dienst, der mit der Kirche etwas zu tun hat? Sogar die Aufhebung jeder Besonderheit läßt sich in den Texten finden. Müßte die Schrift als „letzte Norm des Ordenslebens“, wie das Zweite Vatikanum lehrt, nicht mehr hergeben?

Doch „Mehr“ wäre „Weniger“. Mit genaueren Aussagen wären bestimmte Bahnen festgelegt, die von der Christenheit niemals verlassen werden dürften. Je konkreter aber ein Anfang ist, desto reicher kann er sich entfalten. Je enger er mit Prinzipien und Gesetzen verbunden ist, desto früher ist er zum Tod verurteilt. Mit dem christlichen Glauben ist es ähnlich. Auch da stehen keine formulierten Dogmen am Anfang, sondern die lebendige Gestalt Christi. Wenn z. B. das hellenistische oder aristotelische Gewand mancher Dogmen unablässig den Anfang des christlichen



Glaubens umhüllen würde, dann hätten wir heute kein Recht, diese Dogmen an dem zu messen, was sie aussagen wollen, und unsere Aufgabe bestände nur darin, verständnislos nachzuplappern, statt in neuen Formen und neuen Begriffen sie für unsere Zeit neu zu sagen.

Vielleicht ist die Unterscheidung von „Inhalt und Form“ noch zu oberflächlich; aber sie hilft die Konkretheit des Anfangs für das Ordensleben recht einzuschätzen. Es ist ein geschichtliches „Gesetz“, daß zukunftsreiche Neuansätze nicht mit Kodifizierung und Gesetzgebung beginnen – die kommen später hinzu –, sondern in praktischen Anstößen und konkreten Ereignissen. Diese allein sind offen für eine Umorientierung und Neubestimmung, sie können Impulse aus der Zeit integrieren und traditionellen Ballast abwerfen. Man könnte – zu grob, aber nicht falsch – sogar einfachhin sagen: eine Bewegung kann überhaupt nur soweit lebendig sein, als sie im normierenden Ursprung nicht kodifiziert und gesetzlich festgelegt ist, als eben die Norm des Anfangs lebendige Konkretheit und kein prinzipielles Statut bildet. Vielleicht fällt mit solchen Überlegungen auch neues Licht auf die Forderung des Vatikanums an die Orden, ihre „letzte Norm in der im Evangelium dargelegten Nachfolge Christi“ zu suchen.

Die Geschichte bestätigt diese Interpretation. Das Leben der Wüstenväter, ihre Flucht in die Einsamkeit gilt als die erste große geschichtliche Bewegung, an der sich „Ordensleben“ in einer distinkten Form ablesen läßt. Aber deren Vorgeschichte zeigt eine größere Komplexheit der Motive, als wir sie aus den Mönchsanekdoten, den „Apophthegmata tòn Patrôn“ erfahren. Man nimmt an, daß syrische Wanderprediger ein Ursprung der Wüstenaszese seien. Zuerst nahmen diese Männer – ganz nahe dem Evangelium – die Entbehrungen und Härten aus apostolischem Eifer auf sich, um frei zu sein für die Verkündigung. Dann aber machte sich das Element der Härte und Entbehrung, die asketische Komponente, gleichsam selbständig. Die Wüstenaszese begann. Wir werden also auch hier in einen konkreten Anfang zurückgeführt, der vielfältiger, reicher, d. h. eben lebendiger ist, als die spätere Ausformung zu erkennen gibt. Die große benediktinische Tradition des Mönchtums läßt sich, wenn man ihre Anfänge, aber auch viele ihrer geschichtlichen Ausprägungen untersucht, ebenfalls kaum unter die Formel eines Lebens nach den drei Gelübden einordnen. Andere Vorstellungen, wie die eines in sich geschlossenen Lebenskreises, in dem der Abt als paterfamilias die Rolle des Oberhauptes in einer „kleinen Kirche“, einer ecclesiola, einnimmt, spielen eine größere Rolle. Die Trias der Gelübde setzt sich erst spät, im 12. bis 13. Jahrhundert durch. Die Bettelorden des Mittelalters versuchten aus dem herrschenden mönchischen Image des Ordenslebens auszubrechen. Das Laienelement und das seelsorgliche Interesse werden maßgebend. Bei Ignatius von

Loyola hat man sogar den Eindruck, daß er keinen Orden gründen wollte, sondern nur eine Klerikergemeinschaft, die ihre apostolische Aufgabe ernst nimmt; aber für die damalige Zeit war eine solche Gemeinschaft von selbst mit Orden identisch. Die vielen caritativen, pädagogischen oder missionarischen Gründungen der neuen Zeit nehmen ihren Impuls noch eindeutiger von der konkreten Aufgabe her; die immer einheitlicher werdende Gesetzgebung war nur die – gelegentlich widerwillig ertragene – Form, in der sie dem Auftrag der Jugenderziehung oder der Krankenpflege gerecht wurden. J. G. Gerhartz hat in seiner Arbeit über die Sondergelübde Entscheidendes hierzu gesagt. Trotz aller Versuche, die modernen Säkularinstitute unter irgendeinen gemeinsamen Nenner zu bringen, scheinen sie endgültig, dort wo sie lebendig sind, den bisherigen Rahmen der kirchlichen Gesetzgebung zu sprengen. Die Vielfalt wird für den, der in festen Normen zu denken pflegt, noch verwirrender, wenn er die Augen öffnet für andere konkrete Formen des christlichen Lebens. Wohin gehören die z. T. blühenden Familien-Equipes? Ihre Spiritualität geht ganz in die Richtung der Ordensspiritualität; aber das Gelübde des Zölibats ist apriori ausgeschlossen, das gleiche Gelübde also, das viele als Kernstück des Ordenslebens ansehen. Ebenso wie zwischen Welt-Laie und Ordensmann scheinen die Grenzen zwischen Priester und Ordensmann zwar nicht sich zu verwischen, wohl aber lebendiger und durchlässiger zu werden. Viele andere Beobachtungen können aufgezählt werden. Zweifellos ist es eine der wichtigsten kirchlichen Aufgaben, hellhörig und aufnahmebereit für alle diese Bewegungen zu werden; starre Gesetzgebung erstickt zu leicht neue Ansätze im Keim, kann die Einwurzelung des christlichen Glaubens in einer neuen Zeit verhindern oder doch – da wir an die Kraft des Heiligen Geistes glauben – behindern und verzögern.

Eines hatten und haben all die Ansätze gemeinsam: den Blick auf die Heilige Schrift aus dem Anliegen unserer Zeit, die Normierung der modernen Aufgabe an dem Ruf des Herrn zur Nachfolge. Die Lebensgeschichten der Ordensstifter zeigen dies. Schon im Kanon der Heiligen Schriften wird eine Vielfalt von kirchlichen Diensten sichtbar, die ihren Ursprung alle in dem einen Ruf des Herrn zur Nachfolge haben: Das Amt, die Sakramente, die Predigt und die Unterweisung, der caritative Dienst. Das Lukas-Evangelium scheint noch etwas nahezulegen, das man einfach „Beim-Herrn-Sein“ nennen möchte: die Intimsphäre der Kindheitsgeschichten, die Geschwister von Bethanien, die frommen Frauen in den Leidens- und Auferstehungsberichten sprechen dafür. Es ist – wenn hier in funktioneller Sprache geredet werden darf – auch nur zu selbstverständlich, daß die Kirche Jesu Christi den „Dienst des Gebetes“ notwendig hat: „Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, bin ich mitten

unter ihnen“. Wenn man ein paulinisches Wort aus dem 4. Kapitel des 2. Korintherbriefes ernst nimmt – „allzeit tragen wir das Sterben Jesu am Leibe, *damit* (ἵνα) auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde“ –, dann gibt es sogar einen Dienst des Leidens, und warum nicht auch Gemeinschaften, die diesen Dienst übernehmen.

Ähnlich vielfältig und gar nicht auf die drei klassischen Gelübde eingeschränkt ergeht auch die Forderung des Verzichts an den Nachfolger Jesu Christi. Wir sprachen schon darüber, zeigten aber auch, daß diese Forderung nach einem Bruch mit der Vergangenheit nicht losgelöst werden darf von dem eschatologischen Ereignis des Herrn, in dem der Neubeginn Gottes sichtbar wurde, und auch nicht von der funktionellen Ausrichtung des Freiwerdens für den Dienst.

Dienst nämlich ist das eine Wort, das alle Konkretisierungen der Nachfolge in der Schrift durchzieht. Man muß es nur aus seiner seelenlosen Umwelt herauslösen und in den Zusammenhang des Reiches Gottes stellen; dann verliert es allen mechanistischen Sinn und wird weit genug auch für einen „Dienst des Gebets“ oder gar „Dienst des Leidens“. Der Epheserbrief spricht eine solche funktionelle und zugleich christliche Sprache, wenn er den „Dienst“ charakterisiert: „Der Leib vollbringt durch alle sich unterstützenden Gelenke zusammengefügt und zusammengehalten, nach der jedem einzelnen Glied zugemessenen Wirksamkeit das Wachstum des Leibes zu seiner eigenen Auferbauung in Liebe“.

Noch von einem zweiten Element sind alle Ausfächerungen der Nachfolge bestimmt, von der Koinonia, von der Gemeinschaft; also nicht nur Dienst an der Gemeinschaft, sondern auch Dienst *in* der Gemeinschaft. Eine Szene wie die Fußwaschung kann das eindringlich klarmachen. Vom Evangelium des Johannes wird sie ganz bewußt an der Stelle berichtet, wo die Synoptiker den Höhepunkt der Gegenwart Christi, das eucharistische Mahl erzählen. Christentum ist eine Botschaft der Nächstenliebe, eine Religion der Gemeinschaft; ein Dienst aber, der sich von dem Gemeinsam-Sein lösen will, löst sich vom Christentum. Es ist überraschend zu sehen, wie selbst in den eremitischen Bewegungen der Ordensgeschichte diese Bindung an die Gemeinschaft wach blieb. Im Gemeinschaftscharakter und nicht im aszetischen „Aufgeben des Eigenwillens“ findet sich auch der „Sitz im Leben“ für das Gelübde des Gehorsams.

### Die Mehrschichtigkeit in der theologischen Deutung

Jetzt erst, nachdem der Reichtum der Geschichte nicht beschrieben, aber doch abgesteckt ist, darf von neuem die Frage nach dem Sinn des Ordenslebens gestellt werden. Von vornherein steht nun fest, daß sie nur von dem

beantwortet werden kann, der Sinn hat für die Konkretheit der Geschichte, der verstanden hat, daß die Offenheit für die Zukunft eng verknüpft ist mit dem lebendigen Anfang, der nicht in ein System zu pressen und nicht in Prinzipien aufzulösen ist. Die Geschichte belehrt uns, daß die großen Neuaufbrüche in der Kirche dort geschahen, wo hinter festgelegten Normen und Gesetzen wieder der Ruf Christi zur Nachfolge unmittelbar laut wurde.

Dieser Ruf Jesu aber ist immer ein Ruf in seinen Dienst. Hier muß die theologische Reflexion über den Sinn des Ordenslebens ansetzen. Vielleicht scheint diese Ausgangsbasis zu selbstverständlich und wird deshalb gelegentlich übersehen. Karl Rahners Deutung des Ordenslebens als eschatologisches Glaubenszeichen bildet eine moderne Etappe in der Selbstbesinnung. Mit seiner, vom Konzil akzeptierten Theologie ist die individualistische Deutung des Lebens nach den Gelübden ad acta gelegt worden; vom Streben nach individuellem Heil wird der Blick abgewandt und auf das Anliegen der Kirche und der Welt gerichtet: Ordensleben als „weltliches“ Zeichen für die transzendente, diese „Welt“ übersteigende Aufgabe der Kirche; oder auch: Ordensleben als Öffnung der Kirche zur Welt.

Aber gemessen am Ruf des Herrn und – wie mir scheint – gemessen am Lebensgefühl unserer Zeit ist damit erst ein theologischer Überbau reflektiert, noch nicht aber der konkrete Sitz im Leben in den Griff gekommen. Zeichen klingt – in der Wortbedeutung wie in den konkreten Interpretationen – nach Passivität, nach statischem Aufweisen, aber nicht nach aktivem Handeln. Mit dem Wort „Zeichen“ dringt auch durch ein Hintertürchen der ganze Wust von Schwierigkeiten wieder ein, der mit „Stand der Vollkommenheit“ verbunden ist. Mit ihm wird doch wieder nahegelegt, daß dieser „Stand“ die transzendente, jenseitige im Grunde „wertvollere“ Komponente im Christentum sichtbar mache, während der „Weltstand“ nur die diesseitige, kategoriale Seite repräsentiere. Wenn überdies etwas Nicht-Weltliches im weltlichen Zeichen sichtbar gemacht werden soll, kann dies letztlich nur durch einen Verzicht auf weltliche Güter geschehen. Ordensleben also müßte in seiner innerweltlichen, soziologisch greifbaren Funktion primär als ein Leben des Verzichtes betrachtet werden.

Die Heilige Schrift insinuiert ein anderes Verständnis. In den Nachfolgeworten verlangt der Herr zwar auch den Verzicht. Aber der ist eingebettet in die positive „weltliche“ Aufgabe der Verkündigung, oder noch allgemeiner gesprochen, des Dienstes am Reich Gottes. Dabei darf nicht übersehen werden, daß das Reich Gottes im biblischen Sinn eine umfassendere und auch dynamischere Bedeutung hat als die Kirche.

Von diesem „Dienst“ als Verständigungshorizont für Ordensleben läßt sich auch die Frage beantworten, wo denn nun die Unterschiede innerhalb

der christlichen Dienste gründen; die Unterschiede zwischen Priestertum und Ordensleben, zwischen dem Dienst innerhalb des Ordens und dem Dienst, den jeder Christ zu leisten hat. Die Antwort lautet: eben von der Aufgabe her, die sich stellt. Es besteht ein klarer Unterschied zwischen dem Dienst des christlichen Familienvaters, des christlichen Geschäftsmannes, des christlichen Politikers und dem Dienst, der sich direkt auf die Kirche, auf das Durchdenken und das Aktualisieren des Glaubensguts, auf die Spendung der Sakramente, auf die Katechese und den Unterricht im christlichen Glauben, oder auch auf das Gebet richtet. Warum soll man auf irgendwelche seinshafte Unterscheidungsmerkmale rekurren, wo sich doch schon von der Aufgabe her (die ja in eminentem Sinn „seinshaft“ ist) die Unterschiede ergeben? (Die Frage nach dem Priestertum steht hier nicht zur Debatte, muß aber ähnlich beantwortet werden.)

In der geschichtlichen Entwicklung hat sich eine bestimmte Gruppierung der Aufgaben herausgebildet. Die vom Konzil geförderte Besinnung, das Ordensleben an der Norm der Schrift zu messen, lautet daher mit anderen Worten: Erfüllt der Orden und erfüllen die Orden in ihrer konkreten Form heute noch den Auftrag, der ihnen von der Schrift her für unsere Zeit gestellt wird? Wenn wir die Zeichen der Zeit richtig deuten, dann legen sie ein Doppeltes nahe: Die Aufgaben im Christentum für „Teams“, für „Spezialisten“, sind eher im Wachsen begriffen als im Abnehmen. Mit den technischen Ausdrücken „Team“, „Spezialist“ aber ist doch sehr genau das bezeichnet, was früher einmal die Orden als ihre Aufgabe ansahen. Das zweite aber geht in die umgekehrte Richtung: Die gesellschaftlichen Trennungswände zwischen Orden und Nicht-Orden, zwischen Priester und Nicht-Priester werden oder sind schon abgebaut. Es finden sich immer mehr Gruppen, die man nicht so recht einordnen kann in die eine oder die andere Kategorie. Es finden sich immer mehr konkrete Dienste innerhalb der Kirche, die die klassische Zweiteilung von Ordensstand und Weltstand durchbrechen. Aber ist das nicht gut so und auch sehr „evangelisch“? „Es gibt Unterschiede in den Gnadengaben, aber nur ein und denselben Geist; es gibt Unterschiede in den Diensten, aber nur ein und denselben Herrn; es gibt Unterschiede in den Aufgaben und Taten, aber nur ein und denselben Gott, der alles in allem wirkt.“

Was bisher noch soziologisch klang, bekommt theologisches Gewicht, sobald man das von Paulus im ersten Korintherbrief aufgezeigte Ziel aller Dienste miteinbezieht: ein und derselbe Herr und sein Reich, und seine Kirche. Die Verknüpfung von Dienst mit Verzicht, also die Bedeutung der Gelübde kommt damit zur Sprache. Jeder Dienst dieser Welt verlangt vom Menschen eine Einschränkung seiner natürlichen Möglichkeiten in eine „einseitige“ Richtung; je intensiver und je spezialisierter der Dienst wird,

desto schmerzlicher trifft der Verzicht andere Talente und Gaben, die nun brachliegen müssen. Was im Organismus der menschlichen Gesellschaft einen selbstverständlichen Platz hat, Spezialisierung und damit auch Verzicht, erhält im Ruf des Herrn zur Nachfolge einen verstärkten Akzent; den Akzent des absolut Neuen, des Unbedingten, des Radikalen, den eben nur der setzen kann, der zur absoluten Nachfolge aufrufen darf: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert!“; nicht wert desjenigen, der für sich die Vollmacht in Anspruch nimmt, Gesetz und Tempel aufzulösen und sich an ihre Stelle zu setzen. Diese Radikalität des Neubeginns wurde in der christlichen Geschichte weitergegeben in den vielfältigen Versuchen, das Eintreten in den „Dienst“ am Herrn durch einen Bruch mit der Vergangenheit zu dokumentieren. Schon in den Nachfolgeworten Jesu wandeln sich die Ausprägungen dieser Forderung (Verzicht auf Ehe, Besitz, Geborgenheit, Heimat usw.), aber der Kern bleibt sich gleich: Verzicht auf . . ., um in den Dienst des Herrn einzutreten.

Hier finden die drei Ordensgelübde ihr Selbstverständnis. Inhaltlich umschreiben sie – das hat man oft genug dargestellt – mit drei großen Strichen tatsächlich den Lebensbereich des Menschen. Da sich die Aufgabe, zu der ihr Verzicht frei machen will, auf Wesenszüge des Menschen richtet, greift auch die Verzichtleistung entsprechend tief ein. Aber man darf letztere nicht für sich isoliert betrachten, sondern nur von der Aufgabe her. Ihre christliche Qualität besteht nicht darin, daß neue Verzichte über die sachlich erforderten hinaus verlangt werden, sondern daß das sachlich Erforderte seine letzte Deutlichkeit und Unbedingtheit von dem radikalen Anspruch her nimmt, mit dem Jesus Christus auftrat, mit dem er sein Reich als den absoluten Neubeginn verkündete und in seinen Nachfolgeworten den selbstlosen Dienst verlangte.

In der Geschichte fanden seine Worte ein mannigfaches Echo; eines, und ein recht kräftiges, bilden die christlichen Ordensgemeinschaften. Man darf sie aber nicht in eine Gegensätzlichkeit zu anderen Berufungen hineinmanövrieren. Was sachlich mit den drei Gelübden gemeint ist (nicht kirchenrechtlich!), findet sich z. B. auch in den Forderungen wieder, die die westliche Kirche an alle Priester richtet. Und umgekehrt zeigt sich in den konkreten Ordensberufungen unserer Tage immer deutlicher, daß junge Menschen vom Ordensziel, von der sachlichen Aufgabe angezogen werden, nicht aber von der radikalen Form des Gelübde-Verzichtes, unter der diese Aufgabe angegangen wird.

Man darf also die Unterschiede innerhalb der Charismen nicht dramatisieren. Man spricht besser von einem Mehr oder Weniger als von einem Entweder-Oder. Das „Mehr“ oder das „Andere“ des Ordenslebens gegen-

über den Aufgaben des Laien liegt nun deutlich in der Affinität zur kirchlichen Aufgabe. Wer aktiv im Dienst der Kirche steht, nicht nur der Kirche als soziologischem Gebilde, sondern der Kirche als dem institutionell und sakramental durchformten Volk Gottes, der steht ganz deutlich in der historischen Entwicklung der Nachfolgeworte Jesu Christi. Wiederum, die historische Gestalt der Dienste kann sehr verschieden sein. In seiner heutigen Gestalt aber ist der Dienst der Orden deutlich abzuheben von dem christlichen „Dienst“, den jeder in der Welt zu leisten hat. Der Unterschied liegt eben in der Ausrichtung des Dienstes auf die Kirche, wie sie heute in ihrer gesellschaftlichen Gestalt sich von den anderen Gebilden unserer Gesellschaft abhebt.

Von dieser Ausrichtung des Dienstes auf die Kirche aber erhält nun die Theologie von der eschatologischen Zeichenhaftigkeit des Lebens unter den drei Gelübden ein neues Gewicht. Das Erste Vatikanische Konzil hat mit einem Wort aus Isaias von der Kirche als dem „hoherhobenen Zeichen unter den Völkern“ gesprochen; damit war nicht so sehr die geistige Gemeinschaft der Rechtgläubigen als die Kirche in ihren sichtbaren, juristischen und sakramentalen Strukturen gemeint. Jeder Dienst nun an und in der Kirche, der seine Intention auf diese juristisch-sakramentale Sichtbarkeit richtet, partizipiert selbstverständlich auch an der Wesensbestimmung vom „hoherhobenen Zeichen“. Zu beachten ist allerdings, daß das Zweite Vatikanische Konzil das Selbstverständnis der Kirche anders akzentuiert; Kirche als Volk Gottes, oder nach außerhalb gerichtet, Kirche als Dienerin der Welt. Etwas hinterherhinkend scheint sich auch die Ordenstheologie darauf zu besinnen, daß zwar die Zeichenhaftigkeit eine bleibende Deutung des Lebens nach den drei Gelübden ist, daß aber die Funktion des Dienstes das Gebot der Stunde zu sein scheint.

In diesen beiden Deutungen verwurzelt, kann nun auch ein neues Verständnis für die klassische Interpretation des Ordenslebens als „Stand der Vollkommenheit“ erwachsen. Das Wort von der „Vollkommenheit“ oder die uns heute verdächtig klingende Definition der Jungfräulichkeit als bräutliche Vereinigung mit Jesus dürfen nicht gelesen werden im Vergleich zu anderen christlichen Wegen, sondern in ihrer Intention auf den Herrn; es sind „*existentielle*“ Aussagen, in denen sich das Bewußtsein des eigenen Weges reflektiert, und keine „*essentielle*“ Definitionen, die qualitative oder quantitative Urteile setzen. Von großen Heiligen wissen wir, daß sie sich als arge Sünder bekannt haben; wenn ein solches Bekenntnis als „essentielle“ Aussage gewertet und systematisierende Parallelen zu anderen Menschen gezogen würden, ständen wir vor einer Lüge, vor einem Minderwertigkeitskomplex, einer leeren, erbaulichen Übertreibung oder der asketisch wohlbekannten „buckeligen Demut“. Aber in der „*exi-*

stentiellen“ Haltung, die nur auf Gott blickt und die eigene Kleinheit an ihm mißt, ist dieses „Sünden“-Bewußtsein ehrlich und zutiefst christlich. So hat sich doch wohl auch in der Theologie vom Ordensstand als dem vollkommeneren christlichen Leben ein echtes christliches Selbstbewußtsein niedergeschlagen, das Wissen um den totalen Dienst an der Sache Jesu Christi. Falsch war nicht dieses Bewußtsein, sondern der Versuch, Kapital daraus zu schlagen für eine Systematisierung aller christlichen Berufungen. Auch die Lehre von der „Berufung zur Vollkommenheit“ behält ihre Berechtigung; überholt und auch abzulehnen ist sie in dem Augenblick, wo sie zu wertenden Vergleichen mit anderen christlichen Berufungen ansetzt. Dabei ist die Ausflucht einer „nur objektiven“ Höherwertigkeit eine Vernebelung und keine Aufhellung des Problems.

### Die Aufgabe

Der vom Zweiten Vatikanischen Konzil geforderte Rückblick auf die Norm des Evangeliums will dem Hinblick und dem Vorblick auf die Aufgaben der Gegenwart dienen. Aber wird nicht durch die Undifferenziertheit und zugleich bunte Vielfältigkeit der biblischen Ansätze dem Auftrag für die Gegenwart ein Bärendienst erwiesen? Bedeutet nicht z. B. die Erkenntnis, daß der priesterliche Dienst und der Dienst des Ordenslebens eine einzige gemeinsame Wurzel im Ruf des Herrn haben, die Einebnung aller Unterschiede und kunterbunte Richtungslosigkeit?

Alle anfallenden Fragen zu beantworten, ist nicht Aufgabe dieses Beitrags. Es wäre auch gegen die Grundtendenz des biblischen Anstoßes, wenn man sich nun im Besitze einer Zauberformel dünkte, die nur anzuwenden schon die Antwort aller Fragen garantierte. Unsere kurze Schlußbesinnung auf die Gestalt der Ordensgemeinschaften heute und morgen darf also keineswegs als Rezeptzubereitung verstanden werden, sondern versucht, vorsichtig zu ertasten, wohin der Weg führen mag.

a) *Die Kontinuität der Geschichte.* Niemals noch gab es in der Kirchen- und wohl auch in der Welt-Geschichte den voraussetzungslosen Anfang einer Idee oder eines Einsatzes, so eine Art Schöpfung aus dem Nichts. Gerade zukunftssträchtige Neubeginne sogen ihre Lebenskraft aus der Vergangenheit; nicht im Herausspringen aus der Zeit, sondern im Eintauchen in sie wurde das Neue, das nach vorne Weisende geboren. Auch „Der Anfang der Frohbotschaft Jesu Christi“ – wie das Markusevangelium beginnt – ist mit tausend Fäden hineingewoben in die Geschichte. Selbst der Herr verkündet ebenso deutlich, wie er sich von dem alten Gesetz absetzt – „Ich aber sage euch . . .“ –, daß er „nicht gekommen sei, aufzulösen, sondern zu erfüllen“. „Nicht ein Jota oder Strichlein vom Gesetz wird vergehen, bis alles geschehen ist!“



So werden auch die Fragen der modernen Ordensgemeinschaften nicht dadurch gelöst, daß man die bisherigen Ideen zum Alteisen wirft. Wenn über fast tausend Jahre hinweg sich eine typologische Unterscheidung von Weltpriestertum und apostolischem Orden herausgebildet hat, dann kann das z. B. nicht mit einem Federstrich ausgelöscht werden. Gewiß spüren viele, daß sich beide Dienste wie asymptotische Kurven nähern. Aber nur dann wird der Kurvenverlauf den alten Schwung neu bewahren, wenn er nicht plötzlich unterbrochen, sondern die Dynamik der Vergangenheit in die noch offene Zukunft einbringt. Wenn heute die kontemplative Lebensweise als weltlos und kontaktfreudlich bei vielen in Mißkredit gerät, dann hilft kein resigniertes Rücktrauern nach der besseren Vergangenheit; aber ebensowenig nutzt der Bruch mit allem Bisherigen.

Man wird sogar sagen müssen: nur dann kann sich der einzelne und die Gemeinschaft ehrlich den Fragen der Gegenwart stellen, wenn sie sich der Verantwortung vor der Vergangenheit bewußt bleiben. Die Parallelen aus allen kulturellen oder wirtschaftlichen Bereichen sprechen eine deutliche Sprache. Die Effizienz eines Betriebes z. B., der sich auf die Herstellung einer neuen, der modernen Zeit angemesseneren Ware umstellt, hängt davon ab, daß die Erfahrungen des alten Arbeitsprozesses möglichst vollständig eingebracht werden in den neuen Produktionsablauf. Für eine christliche Lebensform gilt dies in verstärktem Maß; denn sie bleibt von ihrem Wesen her stets der Herkunft aus der Vergangenheit, aus der biblischen Botschaft Jesu Christi und ihrem Weiterleben in der Kirche, verpflichtet.

b) *Der Impuls zum Neuen.* So sieht der eine Aspekt aus, der vielleicht allzu vernünftig und allzu ausgewogen erscheint. Von ihm selbst aus aber wird die Ergänzung und Kontrabalance durch die andere Sicht verlangt – schon deshalb, weil die Orden und jeder einzelne Orden in der Geschichte stehen, weil es ihre sich stets erneuernde Aufgabe ist, den einen Impuls des Herrn zu konkretisieren in der Gegenwart. Nur dann wird nämlich dieser eine Impuls kontinuierlich durch die Geschichte weitergetragen, wenn er sich möglichst tief in die Situation von heute und morgen hinein inkarniert und eine möglichst bruchlose Synthese mit den Erfordernissen der Stunde eingeht. Unkritisches Tradieren alter Formen ist nicht Treue, sondern Verrat an der Vergangenheit.

Genau hier setzt das ein, was man in asketischer Sprache „Stimme Gottes“ oder „Geist-Bewegung“ nannte. Wenn man mit diesen geläufigen Begriffen die Aufgabe der Orden für die Zukunft ausdrücken will, muß man sagen: heute kommt es nicht nur darauf an, hinzuhören, ob dieser oder jener Nebenbereich anders und neu gestaltet werden müsse, sondern die Wachheit muß tiefer gehen: ob der Ruf zur Neugestaltung nicht bis in

das Innerste der bisherigen Gestalt eindringt. Es muß sogar noch schärfer formuliert werden; der Orden (und die Orden), der nicht die Sein-oder-Nicht-Sein-Frage stellt, verschließt sein Ohr für die vielen Forderungen Gottes, die in den Forderungen der Zeit an ihn ergehen. Im Vokabular des Ignatius heißt dies: Die Indifferenz und die aktive Bereitschaft zur Selbstaufgabe (= der dritte Grad der Demut) sind die Voraussetzung dafür, den Willen Gottes zu vernehmen. In der Sprache des Evangeliums ist dies der Ruf des Herrn zur Nachfolge – „Kommt, folget mir nach“ –, der das Verlassen alles Bisherigen impliziert.

Es wird niemand mit einer totalen Umorientierung zu rechnen brauchen. Der Geist Gottes ist kein Geist der Unordnung! Aber offen für eine solche Möglichkeit muß jede Ordensgemeinschaft sein. Selbst die Gelübde in ihrer geheiligten Dreizahl decken sich nicht mit dem Impuls Jesu Christi: „Kommt, folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen!“ Man täte sogar besser daran, statt von *Idealen* des Evangeliums von seinen *Impulsen* zu sprechen. „Ideal“ klingt nach statischer Festlegung, „Impuls“ weist auf die Mitte des Anrufes Jesu Christi hin.

Es ist geradezu eine hermeneutische Vorbedingung, um den Auftrag der Gegenwart zu erkennen und zu bewerten: Freisein von allen Vorverständnissen und von allen vorgegebenen Festlegungen. Nur in dieser Aufnahmebereitschaft kann der Ruf des Herrn sein kongruentes Echo finden. Diese aktive Haltung der völligen „Indifferenz“ widerspricht nicht im geringsten der anderen geforderten Vorbedingung, dem Bewußtsein, in der Kontinuität mit der Geschichte allein den Schritt in die Zukunft wagen zu dürfen. Denn der Ruf des Herrn hat immer die doppelte Komponente: er gelangt zu uns von dem historischen Ort des Lebens Jesu in Israel über die Geschichte der Kirche, die Geschichte der großen Orden und die Geschichte der vielen Impulse, die im Leben unter den evangelischen Räten Leben und Wirkung erlangten. Aber er wird nur konkret und fruchtbar in den Anforderungen und im Neuheitserlebnis der Gegenwart.

Genau in diesem Achsenschnittpunkt von geschichtlicher Tradition und Neuforderung des Heute werden die Orden ihre Sendung erfahren, genau in dieser Mitte wird der Geist der Nachfolge Jesu Christi wach. Man mag darüber ungehalten sein, daß sich nur Koordinaten, nicht aber konkrete Gestalten und nachzuzeichnende Züge für die Aufgabe der Zukunft festlegen lassen. Aber gerade diese Unruhe ist die Unruhe des Geistes Jesu Christi; des gleichen Geistes, der uns das zuversichtliche Vertrauen gibt – und auch die Kraft –, daß das Bemühen der Orden um ihre Zukunft nicht vergeblich sein wird, daß es um so mehr sich der kommenden Gestalt nähert, je mehr es bereit ist, vorurteilsfrei und ganz und gar hinzuhören. Denn der Geist Jesu Christi ist ein Geist des Neuen, ein Geist der Zukunft.